



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ich hatte noch nicht Gelegenheit, Ihnen von dem kleinen Unfalle zu melden, der dem zur Reparatur hierher gesendeten französischen Dreidecker passiert ist. Der „Friedland“ war ins Dock gebracht worden. Während der Herausziehung des Wassers hatte man das auf dem Kiel gründende Schiff abgesteift (mit Streben gestützt) und glaubte die Reparatur vornehmen zu können, als ein Windstoß das ungeheure Gebäude aus der Balance warf, die Streben wie Rohr zerbrachen und der Dreidecker auf die Seite stürzte. Hierdurch ist der Schaden viel größer geworden, als er zu Anfang war. Uebrigens liegt das Linienschiff jetzt bereits wieder im innern Hafen und schiebt sich an, ehestens wieder ins Dock zu gehen. Es wird sich zu dem Ende vorerst aber noch bedeutend erleichtern.

Die Witterung ist heiß und auch bei Nacht sinkt das Thermometer (Reaumur'scher Scala) nicht unter 20 Grad. Wir hatten Nächte, in denen es sich auf noch höherem Standpunkte erhielt. Mit dieser Glut verglichen war der Anfang dieses Monats kühl zu nennen. Dennoch ist die Vegetation üppig, und die vielen Grassflächen zeigen sich minder verbrannt, wie in andern Jahren, wo eine andauernde Hitze herrschte. Im Publicum redet man viel von Eisenbahnprojecten, und es ist gewiß, daß nach Ablauf der politischen Krisis hier eine Epoche von großer industrieller Unternehmungslust beginnen wird.

Aus Berlin.

In den wirklichen Staatsgeschäften haben wir einige Zeit Muße gehabt, da die große Frage, welche gegenwärtig ganz Europa bewegt, in Berlin wol kaum gefördert werden könnte. Wir haben die Zeit theils zum Ausdruck unserer Sympathien, theils zu kleinen Intriguen benützt.

Wir sind gewiß sehr damit zufrieden, daß der preussische Staat seine große Vorzeit nicht vergißt; wir wünschten im Gegentheil, daß er sich lebhafter und dauernder daran erinnern möchte. Gewiß waren sowol die Tage der Schlacht bei Rossbach, als der Schlacht bei Großbeeren Tage unvergänglichen Ruhmes für unser Volk, und es ist erhebend für jedes preussische Gefühl, daß, wenn auch nur im Spiel, das Bild jener glorreichen Vergangenheit uns wieder aufgeht; aber wir finden die bestimmten Sympathien, die man in diesem Augenblick damit ausdrückt, wenigstens einseitig. Als wir bei Rossbach die Franzosen schlugen, hatten wir es zugleich mit den Russen und Oestreichern zu thun, und wenn wir auch mit Recht diejenigen Erinnerungen schlummern lassen, die jene beiden Staaten, nachmals unsere treuen Verbündeten, kränken könnten, wenigstens es vermeiden, diejenige Seite an ihnen hervorzuheben, die eine solche Kränkung veranlassen könnte, so ist doch wenigstens gegenwärtig kein Grund vorhanden, grade

gegen die Franzosen drohend die Spitze unsers Degens zu wenden. Sicher ist das Bild, welches die französische Nation im gegenwärtigen Augenblick darstellt, kein erfreuliches, obgleich wir daran zweifeln möchten, daß unsere Machthaber von denselben Gesichtspunkten zu ihrer Antipathie getrieben werden, wie wir, da sowol der Staatsstreich, als die absolutistische Verwaltung unter den Federn, die unserm Ministerium dienstbar sind, die eifrigsten Bertheidiger fanden. In jener Zeit der Krisis, wo man jeden Augenblick gewärtigen möchte, der neue Kaiser werde, um den Gährungsstoffen seines Landes einen Ableiter zu geben, zunächst seine Nachbarn bedrohen, war es allerdings weise, alle diejenigen Elemente wieder zusammenzusuchen, die den Sturz des ersten Napoleon herbeigeführt hatten; aber gegenwärtig ist die Lage der Dinge eine andere. Durch die orientalische Frage ist Europa in zwei Heerlager getheilt, und England ist der eifrige Verbündete Louis Napoleons geworden. Wenn uns auch Privatbeziehungen und Sympathien in den Ideen in dieser Frage dem russischen Reich näherten, und uns von einer vermittelnden Politik, die unsern Interessen näher gelegen hätte, zurückhielten, so können wir uns doch sicher der Empfindung nicht erwehren, daß Rußlands immer weiter gehende Fortschritte an der Donau auch uns zum Unheil gereichen müssen, und in einer solchen Lage das Ehrgefühl des französischen Volks ohne Noth herauszufordern, scheint uns ein unbedachter Entschluß zu sein. Freilich haben wir es nur mit Demonstrationen zu thun, aber solche Demonstrationen wirken häufig verletzender, als reale politische Thatfachen. Wenn auch alle Welt davon überzeugt sein mag, daß trotz der immer schwieriger werdenden Verwicklungen die orientalische Frage zu einer friedlichen Lösung kommen wird, weil die Westmächte nicht den Muth haben, Rußland den Handschuh hinzuwerfen, so kann doch einerseits niemand dafür bürgen, daß nicht durch einen unvorhergesehenen Zufall das Verhängniß sich geltend macht und die Parteien selbst wider ihren Willen ins Feld ruft, andererseits ist in jedem Fall die Lösung nur eine provisorische, und die Schwierigkeiten der Frage werden dadurch nur noch vergrößert werden. Während es also hier Preußens Aufgabe wäre, eine Einigung zwischen den Westmächten und Oestreich herbeizuführen, damit an der festen und geschlossenen Haltung der europäischen Mächte der Strom der slavischen Eroberung sich breche, beeifern wir uns, die Kluft nur noch tiefer zu machen.

Freilich lag eine derartige Wendung in den Absichten der doctrinären Partei, die sich seit der Revolution an die Spitze unsers Adels gestellt hat; allein wir hatten gemeint, daß unsere Regierung in dieser Beziehung nicht Hand in Hand mit ihr ginge. Daß hier in der That verschiedene Velleitäten obwalteten, wird niemand verkennen, und die immer wieder von neuem aufstauenden Gerüchte, daß die Partei der Kreuzzeitung endlich ihre Zeit gekommen glaube, daß sie bereit sei, selbstständig das Ruder zu ergreifen, während sie bisher nur aus dem Verborgenen auf die Haltung unsers Staatsschiffes Einfluß ausgeübt, werden wieder lebhaft be-

prochen. Es ist das eine gute Zeit für die Schriftsteller, die infolge ihrer amtlichen Stellung in Herrn v. Manteuffel das alleinige Heil des preussischen Staats suchen. Das literarische Cabinet ist eifrig beschäftigt, den principiellen Gegensatz zwischen seinem Meister und den Junkern hervorzuheben und darauf hinzuweisen, daß der liberalen Entwicklung des Staats die größte Gefahr drohe, wenn die Liberalen oder, um den alten officiellen Ausdruck zu gebrauchen, die Revolutionärs in Schlafrock und Pantoffeln, die Demagogen in Glacehandschuhen, sich nicht beeilten, sich unter die Fahne des Staatsretters zu scharen. Der Kunstgriff ist so verbraucht, daß wir uns eigentlich darüber wundern sollten, daß selbst einzelne liberale Zeitungen sich noch immer dadurch verblenden lassen, wenn die Zeit der Verwunderung nicht längst vorübergegangen wäre. Indessen diesmal tritt doch zugleich ein ernsthafterer Umstand mit ein, der unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Es wird gesagt, die Bethmann- Hollwegianer seien geneigt, den früher von ihnen so sehr angefeindeten Minister zu unterstützen, und zunächst werde einer der ibrigen, Graf Holz, in das Ministerium des Auswärtigen eintreten. Wenn diese Nachricht sich bestätigte, so könnten wir sie nur mit dem größten Bedauern aufnehmen. Wir wollen kein übertriebenes Gewicht darauf legen, daß sich früher in einem ähnlichen Zwist zwischen dem Gouvernement und der Kreuzzeitung das preussische Wochenblatt auf das entschiedenste officiell erklärt hat, seine Partei werde nie und unter keinen Umständen mit Herrn v. Manteuffel gehen. Es ist zwar immer sehr schlimm, wenn derartige entschiedene Erklärungen später zurückgenommen werden müssen, und namentlich gravirend für einen Staatsmann, der längst über die Anfänge seiner Laufbahn hinaus ist; trotzdem würde in dem Falle, daß die Sachlage sich wirklich geändert hätte, dieser bloße Ehrenpunkt nicht von einem entscheidenden Einfluß sein können. Aber die Sachlage hat sich nicht verändert. Daß eine Verwaltung, an deren Spitze etwa der General Gerlach oder ein ähnlicher steht, für die unmittelbaren Verhältnisse des Staats nachtheiliger sein würde, als die gegenwärtige, darüber hat wol nie ein Zweifel stattgefunden; denn wenn auch selbst die Extreme der doctrinären Partei, sobald sie einmal wirklich ans Ruder kämen, sehr bald einsehen würden, daß diese Doctrinen sich nach den Umständen modificiren müssen, so würden sie doch unzweifelhaft weitergehen und namentlich ihre Pläne schneller ins Werk setzen als die gegenwärtige Regierung; es würde unter den Beamten noch eifriger ausgeräumt werden, als jetzt, und man würde noch prononcirtere Parteina-men überall an der Spitze der Geschäfte sehen. Ob indessen in den höheren Regionen der Beamtenwelt darin noch sehr viel zu verschlimmern wäre, und ob nicht grade die hastigen Versuche, lediglich mit Junkern zu regieren, schneller und entscheidender zu der Einsicht führen würden, man könne die altpreussischen Elemente, namentlich die geschulte Bureaucratie, bei der Staatsregierung nicht entbehren, und man müsse ihr daher Concesssionen machen, das

ist noch sehr die Frage. Ernstere Uebel wären für den Augenblick kaum zu erwarten. Einen Kreuzzug gegen die Türkei würde auch Herr v. Gerlach, wenn er Minister wäre, nicht unternehmen; an der Auflösung der gegenwärtigen parlamentarischen Zustände durch einen Cabinetsbeschluß liegt der äußersten Rechten auch nichts, und was im Innern geschehen kann, daran lassen es die Herren v. Raumer und v. Westphalen nicht fehlen. Für jetzt scheint es also für diejenigen, welche eine bessere Zukunft für Preußen herbeiführen möchten, am nothwendigsten, sich intakt zu erhalten, sich immer enger aneinander zu schließen, dadurch den Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen, der bisher noch in einem viel zu geringen Grade vorhanden ist, und nicht um eines augenblicklichen Vortheils willen die Zukunft aufs Spiel zu setzen. Wir sind überzeugt, daß so redliche und in Staatsangelegenheiten so gewiegte Männer, wie die Mitglieder der Bethmann-Hollweg'schen Fraction, diese Betrachtungen selbst aufstellen werden, und daß also eine entschiedene Widerlegung jener voreiligen Gerüchte baldigst in Aussicht gestellt.

Was die äußerste Rechte betrifft, so hat sie neuerdings zweimal Gelegenheit gehabt, wieder etwas von ihren Principien hören zu lassen; wir meinen den bekannten Artikel von Heinrich Leo im Halleschen Volksblatt, und Stahl's akademische Rede am 3. August. Die letztere ist gegenwärtig bei Herz im Druck erschienen, und da über beides in den Grenzboten noch nichts gesagt ist, wollen wir einige Bemerkungen nachträglich daran knüpfen.

Leo ist das enfant terrible der reactionären Partei. Er hat sich mit seinen Ideen, Einfällen und Principien an eine so bequeme, nachlässige und ungenirte Manier gewöhnt, daß es ihm eigentlich gar nicht mehr darauf ankommt, was er sagt. Jene Redensarten von dem scrophulösen Gesindel, das durch den Krieg ausgerottet werden müsse, von der Canaille des materiellen Besitzes u. s. w. haben große Entrüstung hervorgerufen. Eigentlich hätte man aber doch mehr die spähhafte Seite hervorkehren sollen. Wir haben vor den geistigen Gaben Leos immer große Achtung gehabt, und es thut uns leid, daß er sich gegenwärtig geradezu wie ein Hanswurst geberdet, aber es ist nicht anders. Jene Redensarten waren reine Hanswurstiaden, ohne eine Spur von Sinn und Verstand, und daher auch durchaus nicht geeignet, etwas Anderes hervorzurufen, als Gelächter. Wir erinnern uns noch lebhaft an die Zeit, wo die Zöglinge der absoluten Charlottenburger Kritik mit ihren hastigen Entdeckungen über das Wesen des Geistes hervortraten, und wo ihnen Huber (der gegenwärtig mit der Ritterschaft ebenso gebrochen hat, wie mit der Revolution) zurufen konnte: Die Todten reiten schnell. Dasselbe kann man jetzt von der Reaction sagen. Sie fängt bereits an zu deliriren. — Ganz anders ist es mit Stahl. Es ist in diesem Manne eine Geschmeidigkeit ohne gleichen. In jener Denkrede auf Friedrich Wilhelm III. waltet eine Milde und Nachsicht gegen die liberalen Neu-

erungen der vorigen Regierung, die bei dem Vorseher des historischen Rechts in Erstaunen setzen muß. Stahl unterscheidet sehr wohl das Publicum, zu welchem er redet. Vor der Universität hat er sich doch nicht auf die Weise vernehmen lassen, wie vor der frommen Versammlung, der er jene berühmte, auch in den Grenzboten besprochene Rede über die Revolution hielt. Zwar wendet er bei seiner Construction der Geschichte Friedrich Wilhelms III. eine kritische Methode an, die jedermann in Erstaunen setzen muß. Namentlich seine Benützung der Knesebeckschen Erzählungen ist wol das Unerhörteste, was bis jetzt in der Literatur der Conjecturen vorgekommen ist; aber die Ansichten, die er darin ausspricht, sind von der Art, daß man sie wol nicht theilt, daß man sie aber wenigstens versteht. Ob unter gewissen Umständen das conservative oder das bewegende Princip bei der Leitung des Staats vorwiegen muß, das läßt sich nicht aus einer Idee herausconstruiren, das muß nach der genauen Kenntniß jener Umstände abgemessen werden, und wenn man nur das Mitwirken beider Factoren zu höheren Zwecken zugibt, so ist die Frage, wieweit das eine oder andere berechtigt ist, keine principielle mehr. Beiläufig möchten wir noch daran erinnern, daß Stahl in allen seinen Aufsätzen sehr gute Studien zeigt. So hat es uns z. B. bei seinem Vortrag über das Wesen des Protestantismus und dessen Beziehung zur Staatsentwicklung sehr gefreut, ungefähr dasselbe wiederzufinden, was wir früher bei Ranke gelesen.

Noch auf eine andere, wie es scheint, halb vergessene Geschichte möchten wir hinweisen. Bald nach der Anwesenheit des Königs in Königsberg erschien in dem dortigen berüchtigten Schimpfblatt: „Der Freimüthige“ die Notiz, daß dem Herausgeber desselben sämtliche Strafen, die das Gericht wegen einer Reihe grober Injurien über ihn verhängt, erlassen seien. Man nahm das damals allgemein für eine Erfindung, da eine solche Art des Straferlasses eine Benachtheiligung der durch ihn Gefränkten sein würde; allein seit der Zeit hat man über diesen Umstand nichts Näheres erfahren, und es wäre doch wol im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt, authentisch zu erfahren, wieweit sich der richterliche Schutz gegen Kränkungen der Persönlichkeit erstreckt.

Daß Leopold Ranke in der That nach München gehen sollte, können wir noch immer nicht annehmen; wenigstens uns scheint diese Sitte, in verschiedenen Städten Gastrollen zu geben, für einen Gelehrten nicht geeignet, am wenigsten für einen Gelehrten von so hohem Range als Ranke. Außerdem ist der angegebene Zweck, eine historische Schule zu gründen, kaum stichhaltig. Bei einem historischen Seminar kommt es nicht auf die erste Einrichtung, sondern auf die dauernde verständige und consequente Leitung an. Zwar liegt in dem Wesen eines jeden Gelehrten von größerem Ruf heutzutage etwas Kosmopolitisches. Das Studium der Bibliotheken und die Anschauung des fremden Lebens zwingt ihn zu größeren Reisen und zuweilen zu bleibendem Aufenthalt in der Fremde; aber

seine literarische Heimat muß er an dem Ort haben, der auch in politischer Beziehung der Mittelpunkt seines Lebens ist. Ranke hat mehrfach ein sehr energisches preußisches Gefühl ausgesprochen, und es würde doch nicht mit diesem zusammenstimmen, wenn er rein aus Rücksicht auf äußere Vortheile sich Jahre hindurch einem fremden Staat anheimgeben wollte, der weder in Beziehung auf politische, noch auf religiöse Bildung mit Preußen Hand in Hand geht.

Neue Romane.

Novellen von Julie Burow. 2 Bde., Leipzig, Costenoble. —

Die Verfasserin, Frau Pfannenschmidt in Bromberg, hat sich früher durch eine gekrönte Preisschrift: Das Pfarrhaus in Rathangen, und die Romane: Frauenloos, und: Aus dem Leben eines Glücklichen, bekannt gemacht. Die Novellen sind alle gut erzählt und verrathen einen gesunden, sittlichen Sinn. Der Stil ist nicht immer correct, am wenigsten da, wo die Verfasserin zu poetisiren versucht, z. B. Band 2, S. 4. „Aber was ist es, das das sehnsüchtige Herz verlangt? Nach welchem Genuß ringt des Glücks dürstige Seele? Welch ein Bad der Wonne soll das Ich umspülen, das sich verdorrt fühlt und schmachtet?“

— Das ist ein sehr schlechter Geschmack. Wo aber die Verfasserin einfach und anspruchslos erzählt, findet sie eine sehr gute Form der Darstellung. In der Vorrede bemerkt sie übrigens: „Bei allem, was ich schrieb, bei allem, was ich zu schreiben fähig bin, ist höchstens der die Begebenheiten und Charaktere zusammenknüpfende Faden Dichtung. Die Menschen, die ich schildere, habe ich gekannt; die Begebenheiten, die ich erzähle, sind unter meinen Augen durchlebt worden.“ Es wäre sehr schlimm, wenn dies im strengsten Sinne des Wortes wahr wäre, denn es wäre sowol unrecht gegen die wirklichen Umgebungen, die man doch nicht so ohne weiteres dem Publicum vorsühren darf, als auch gegen die Dichtung, die nicht aus Mosaikarbeiten zusammengesetzt sein will. Aber wir glauben auch nicht recht an diese Erklärung. Es geht ein zu frischer Zug durch die Erzählungen, als daß wir annehmen sollten, sie seien ein loses Gewebe aus alten Reminiscenzen. —

Zwei Schwestern. Ein Roman in 3 Bänden. Berlin, Zeit und Comp.

Der Roman rührt augenscheinlich von einer Dame her, die dem jüdischen Glauben angehört, und die, wenn wir aus einzelnen Localschilderungen schließen dürfen, aus derselben Provinz stammt, wie Fanny Lewald und Frau Pfannenschmidt. Der Roman spielt in der neuesten Zeit und umfaßt die Ereignisse von der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs von Preußen bis zur Revolution.